Große Bundeswehr-Flugzeuge im Tiefflug

Vier Maschinen eines Wunstorfer Geschwaders sorgen am Dienstag im gesamten Kreis Gütersloh für Aufmerksamkeit. Die Bundeswehr äußert sich zu den Hintergründen.

Claus Meyer

Kreis Gütersloh. Die beiden großen, hellgrauen Maschinen flogen am Dienstag am späten Vormittag knapp über Borgholzhausen-Bahnhof und nahmen den Weg zum Hang des Teutoburger Walds Richtung Melle. Hier hatte es für den Beobachter kurz den Anschein, als würden sie die Baumkronen rasieren. Taten sie aber nicht.

Die Transportflugzeuge der Bundeswehr fielen zahlreichen Personen im Kreis Gütersloh auf, darunter auch Mitarbeitenden dieser Zeitung. Redakteur Uwe Pollmeier fotografierte eines der Flugzeuge in Halle-Bokel. Weitere Anrufe von Lesern und Leserinnen erreichten die Redaktion und ebenso in den sozialen Netzwerken wurden sie schnell zum Thema.

Auch in Harsewinkel und Marienfeld sowie im Kreis Herford sorgten die Maschinen für Aufsehen. „Von der Geräuschkulisse klang das, als würde der hier im Garten landen. Ich dachte, der knallt in mein Haus“, schilderte eine Frau aus Bünde. Bereits im Juni 2023 hatten ähnliche Tiefflieger in Borgholzhausen und Umgebung große Aufmerksamkeit erregt. Zu den Flügen vom Dienstag äußert sich auf Anfrage ein Sprecher des Luftfahramtes der Bundeswehr.

Danach handele es sich nach Auswertung der Radardaten vom 20. Oktober für den Bereich Gütersloh/Herzebrock um vier Luftfahrzeuge vom Typ A400M des Lufttransportgeschwaders 62 aus Wunstorf. Die niedersächsische Stadt liegt rund 85 Kilometer Luftlinie von Borgholzhausen entfernt. Die Maschinen seien von Nord nach Süd direkt über die Ortschaft Herzebrock in einer Höhe von 226 Meter über Grund mit einer Geschwindigkeit von 324 Stundenkilometer geflogen, heißt es weiter.

Bundeswehr äußert sich zu Flügen im Kreis Gütersloh

„Nach den uns vorliegenden Daten erfolgte der Einsatz, welcher im Rahmen des täglichen Routineübungs- und Ausbildungsflugbetriebs durchgeführt wurde, unter Beachtung der flugbetrieblichen Bestimmungen“, teilt der Sprecher mit. Grundsätzlich sei militärischer Flugbetrieb überall in Deutschland zulässig. Die dabei einzuhaltende Mindesthöhe für Transportflugzeuge betrage 500 Fuß (circa 150 Meter) über Grund. Überfliegen die Maschinen Großstädte, ist eine Mindesthöhe von rund 600 Metern einzuhalten.

„Selbstverständlich wird dabei versucht, bewohnte Gebiete nicht zu überfliegen“, heißt es weiter. Aber die dicht besiedelte Bundesrepublik setze diesem Vorhaben neben den gesetzlichen und flugbetrieblichen Regelungen enge Grenzen. Die Planungen oblägen den fliegenden Verbänden. Hierbei spielten zahlreiche Faktoren eine Rolle, wie zum Beispiel aktuelle Witterungsverhältnisse oder die jeweilige Verfügbarkeit von Personal und Material.

Auch zur sicherheitspolitischen Lage äußert sich der Sprecher. Mit Blick auf den Erhalt der Einsatzbereitschaft der Streitkräfte sei ein Verzicht auf die Flüge nicht möglich. Große Teile der Ausbildung erfolgten zwar am Simulator. „Die Durchführung von Übungseinsätzen in einem realen Umfeld bleibt dennoch unumgänglich, um eine kontinuierliche Vorbereitung auf die Landes- und Bündnisverteidigung sowie auf internationale Einsätze für die Streitkräfte sicherzustellen“, teilt der Sprecher mit. Allgemeine Informationen zum militärischen Flugbetrieb stellt die Bundeswehr auf ihrer Internetseite unter bundeswehr.de unter „Militärischer Flugbetrieb“ bereit.

Unter Tel. 0800 8620730 können sich Bürgerinnen und Bürger unmittelbar mit Beobachtungen, Fragen oder Beschwerden an die Bundeswehr wenden.



Selbst per Handykamera war der Militärhubschrauber am Dienstagmittag gut fotografierbar. Hier in der Nähe vom Meller Flugplatz. Foto: Daniel Meyer



Über Halle-Bokel nahm Redakteur Uwe Pollmeier die Transportmaschine der Bundeswehr (links oben im Bild) auf. Foto: upo

Die Geschichten wohnen noch im Haus

Nach ihrem Debüt „Isidor“ stellt Shelly Kupferberg in der Buchhandlung Markus nun ihren Roman „Stunden wie Tage“ vor. Ein bemerkenswerter Abend über Erinnerung, Mut und Menschlichkeit.

Birgit Compin

Gütersloh. Auf dem Cover ihres Romans „Stunden wie Tage“ halten sich zwei Menschen eng umschlungen. Ein intimer Moment. Nähe und Schutz. Solche Gesten bekommen in diesem Roman Bedeutung. Ein schöner Zugang zu einem Abend, der tief in die deutsche Vergangenheit führt. Und bemerkenswert gegenwärtig bleibt. „Alle kannten sie, doch keiner wusste, wer sie war.“ So beginnt Kupferbergs Roman. Ein Satz über vorschnelle Urteile.

Martha E. war in Berlin-Schöneberg eine bekannte Erscheinung. Mit langen, verfilzten Haaren, schäbigen Kleidern und ausgelatschten Puschen schlurfte sie durch die Straßen. Kupferberg hatte die alte Frau als junge Berlinerin selbst gesehen. Und irgendwann auch die Gerüchte gehört. Martha sei steinreich. Besitze ein Mietshaus. Angeblich habe sie sich das durch eine Liaison mit einem Nazi verschafft. Kupferberg wollte wissen: Stimmt das? Die Journalistin, die für Deutschlandfunk Kultur und den RBB arbeitet, besitzt einen ausgeprägten detektivischen Instinkt. Knapp zwei Jahre hat sie neben Familie und Beruf recherchiert. In Grundbuchakten und Archiven. Sie suchte Menschen, die Martha gekannt hatten. Einen ehemaligen Schornsteinfeger beispielsweise. Und plötzlich war da weit mehr als eine sonderbare Berliner Kiezgeschichte.

Kupferberg nimmt ihre Zuhörer mit nach Schöneberg, an den Rand der sogenannten Roten Insel. Ein Arbeiterviertel, eingegrenzt von Eisenbahngleisen, geprägt von Gewerbebetrieben, politisch links, widerständig. Nicht weit entfernt der Sportpalast, später Schauplatz von Goebbels' Rede zum „totalen Krieg“. Am Kleistpark das Gerichtsgebäude, in dem die Nationalsozialisten Schauprozesse abhielten. Geschichte liegt hier dicht beieinander. Die grausame ebenso wie die alltägliche. Mittendrin ein Mietshaus in der Crellestraße. Einst gehörte es den jüdischen Brüdern Berkowitz. Martha trat dort 1925 ihre Stelle als Hausbesorgerin an. Ordnungsliebend, sparsam, ausgesprochen gewissenhaft. Ein wenig eigensinnig auch. „Jeder Mensch ist anders komisch“, lässt Kupferberg Henry Berkowitz beim Bewerbungsgespräch sagen. Ein Satz, in dem eine ganze Lebenshaltung steckt. Menschen sind verschieden. Und dürfen es auch sein. In einer der gelesenen Passagen krächzt ein Papagei ungeniert „Hol sie doch der Teufel!“, während Martha versucht, ihre Tagesabläufe aufrechtzuerhalten. Berlin hat eben seine eigenen Bewohner.

Trotz aller historischen Schwere hat Kupferbergs Roman Humor und diese unverwechselbare „Berliner Schnauze“. Doch dann verändert sich die Welt vor der Haustür. Aus Gesprächen werden Verdächtigungen. Aus Nachbarn Menschen, denen man nicht mehr recht trauen kann. Was gestern selbstverständlich war, wird gefährlich. Kupferberg erzählt davon ohne große Gesten. Besonders eindringlich wird der Abend, als Kupferberg von Liane Berkowitz berichtet. Henrys Stieftochter ist ein lebenshungriges Mädchen, das sich verliebt und politisiert. Sie und ihr Verlobter Friedrich Rehmer gehören zum Widerstandsnetzwerk der „Roten Kapelle“. Liane beteiligt sich an einer Aktion mit Klebezetteln gegen die Nationalsozialisten. Im September 1942 wird sie verhaftet. Im Gefängnis bringt sie ihre Tochter zur Welt, wird in Plötzensee ermordet. Zwei Tage vor ihrem 20. Geburtstag. Es sind historische Tatsachen von solcher Brutalität, dass sie keiner sprachlichen Verstärkung bedürfen. Im Roman genügen wenige Worte, um zu begreifen, was Menschen einander antun können. Und was es bedeutet, Menschlichkeit zu bewahren. Denn da ist noch Martha. Eine Frau, die sich kaum als politische Widerstandskämpferin verstanden hätte. Die ihre Arbeit erledigte, sich um Menschen kümmerte, half, wo Hilfe nötig war. Und die offenbar mehr Mut besaß, als ihr bewusst gewesen sein dürfte.

Kupferberg macht kenntlich, wo Fakten enden und literarische Vorstellung beginnt. Sie versucht, der Frau eine Stimme zu geben. Die Entschädigungsakten lieferten wichtige Hinweise. Martha hatte sich für die Familie Berkowitz eingesetzt, auch lange nach dem Krieg. Das ist vielleicht der berührendste Gedanke dieses Abends: Widerstand beginnt manchmal damit, einen anderen Menschen nicht im Stich zu lassen. Und davon erzählt dieser Roman. Shelly Kupferberg hat sie dem Vergessen entrissen. Mit Neugier, Beharrlichkeit und einem tiefen Interesse an den Menschen. Genau das ist es, was Literatur vermag: Sie öffnet Türen, hinter denen wir keine Geschichten mehr vermutet hätten.



In der Buchhandlung Markus erzählte die Autorin von ihrer Suche nach fast vergessenen Lebensgeschichten: Shelly Kupferberg (l.) und Vera Corsmeyer. Foto: Birgit Compin

Anzeige

